

Novelle von Karl Rode.

„Liebes Händchen...“ Frau von Wendelstein ließ den maritimen Schmuck ihres städtischen, sieben- und zwanzigjährigen Jungen, des Oberleutnants der Garde-Mann, Hans von Wendelstein, losend durch ihre Finger gleiten, „wirst Du Deiner Mutter noch immer keine Tochter zugeben? Es giebt doch so viele liebe und nette Mädchen, die mein Hans glücklich machen könnten.“

„Hahahaha...“ Hans lachte auf und schaute seiner Mutter mit jenem entzündenden Lebermuthe in die Augen, der der Stolz aller Mütter herangewachsener Söhne ist. „Hahahaha, mein Herzensmutterchen, eine ganze Menge Damen hast Du gleich für Deinen Sohn im Sinne?“ „Hahahaha!“

„Lade nicht, mein alter Hans...“ aus den Augen der Edelfrau leuchtete das stolze Mutterglück heraus. „Du weißt, wie ich es meine, und wie gern ich es noch erleben möchte, daß...“

„Der Herr Oberleutnant von Wendelstein unter den Pantoffeln kommt!“ fiel Hans seiner Mutter lustig in das Wort, „damit wird mein Herzensmutterchen aber kein Glück haben. Habe Dich ja, Gott sei Dank, Du treues Mutterherz...“ Hand hand auf, schloß die Mutter in seine Arme, „da ist das Heiraten noch lange nicht nötig...“ damit griff er zur Mütze und Keitgerie, um sich zum Dienste zu begeben.

„Und ich erlebe es doch noch, daß ein liebes und schönes Weib meinen wilden Jungen in die Rosenfedern legt...“ drohte Frau von Wendelstein hinter ihr her, während Hans sporenklingend davonschritt.

Hätte dem Herrn Oberleutnant irgend ein anderer etwas derartiges gesagt, dann würde er in bekannter Melodie: „Du bist verrückt, mein Kind“, gequillt haben; bei seiner über Alles verehrten Mutter kam ihm ein derartiger Gedanke natürlich nicht in den Sinn.

Aber lächerlich fand er die Drohung doch. Ihm Rosenfedern anlegen! Wem sollte das wohl gelingen? Er liebte, natürlich — Alle Welt liebt ja, warum er nicht? Aber von allen weiblichen Wesen war es einzig seine Mutter, welche er mit dieser Keitgerie seiner Seele beglückte, und — eine Schwester hatte er nicht — seine Großtante Ulrike, die ihm jeden Monat einen Hundertmarktschein aufsandte. Seine sonstigen zärtlichen Empfindungen konzentrierten sich auf seine beiden Säule, Bleh und Nero, zu denen in letzter Zeit als besonderer Gastklient eine junge deutsche Dogge, Karo genannt, gekommen war. Sollten ihn diese drei Individuen in die Rosenfedern legen wollen? „Nah!“

Der Dienst war kaum beendet, da vertraulich Hans sein Charakterschild gegen „Nero“, ließ dem Karo einen Maulkorb anlegen und trachte nach dem Tiergarten hinaus. Hier ging es in den schattigen Reithöfen bald schneidig hin, Trab und Schritt, Galopp und Sprung, wie die Laune es einlag; und Karo mit lustigem Gebell hinterdrein.

Nero war ein herrliches Tier, schwarz und feurig und mit so tadellosen Gängen; er hätte dem Leutnant nicht besser unter den Sattel wachsen können. Dabei war er erst dreihalb-jährig und seit einem halben Jahre in Hanfens Training. Es war eine Lust, ihn zu reiten.

„Hoppla!“ — Nerochen, was fällt Dir denn ein?!“ Als der Herr Leutnant eben aus der Hofjäger-Allee in die Hauptstraße einbog, richtete ein Gartenarbeiter seinen Wassererschlauch auf die Reitbahn hin und traf den Nero mit der vollen Kraft des Wasserstrahles gegen die Beine. „Donnerwetter, Kerlchen...“ das war dem Nero noch nicht passiert; und dem Herrn Leutnant ebenso wenig. „Bist Du denn nicht recht geblödet, das ist ja bloß kaltes Wasser...“ Der Gaul sprang hoch auf, hoppelte ein paar Sekunden lang wie eine Prima Ballerine auf den Hinterbeinen herum und... „das ist zum Raschlaggen, Pferdchen!“ — zwang den Herrn von Wendelstein allersehnlich abzugeben, da er anderenfalls abgeworfen worden wäre.

Damit war Nero aber noch nicht beruhigt. Er sprang mit einem großartigen Saue zur Seite auf den Fußgängersteig, und ehe der Herr Leutnant es zu verhindern vermochte, hatte er hier eine junge Dame betrat in den Zügeln gefangen, daß an ein Ertrinken nicht zu denken war.

„Gott, nein...“

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

3 P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 13. Februar 1903

Jahrgang 23 No. 24.

muth darin, die sich zurecht zu finden wußte.

Er bückte sich nach dem Hute und hob ihn auf. Das war die höchste Zeit, sonst hätte Karo sich damit befreunden, dem der Aufricht Augen-scheinlich Spaß machte. „Zurück, Karo...“

„Meine armen Haare!“ Mit komisch kläglichem Stimmfall legte die junge Dame ihre perigraue behandschuhte Rechte auf ihr lippiges Blondhaar, das allerdings in Gefahr war, von Neros Schnauze übel zugerichtet zu werden.

„Bitte unterthänigst um Vergebung, mein gnädigstes Fräulein, der Gaul ist sonst so fromm. Nur eine Sekunde Ruhe noch, dann...“

„Dieser unartige Hund kommt nun auch noch...“

In der That sprang das Tier jetzt lustig bald auf Hans, bald auf Nero, bald auf die Dame zu und verschlimmerte die Lage.

Natürlich hatte sich auch eine Menge Menschen eingefunden, welche in respektvoller Entfernung von Neros stampfenden Hufen, die Gruppe umstehend, jene lebenswürgig-stöhnlichen Glossen laut werden ließ, welche sich bei solchen Anlässen, — „Beruhedung!“ nannte es ein Ur-Berliner lachend, — schwer zurückhalten lassen, und in welche man gern mit einstimmen würde, wenn man nicht selber gerade in der Falle läge.

Endlich gelang es dem Herrn Leutnant, die Zügel um die Dame verort zu lockern, daß sie aus der Schlinge schlüpfen konnte.

„Gott sei Dank...“ Unart, geh doch fort...“

„Zurück, Karo!“ Hans rief den Hund bei seinem Maulkorb festig zurück. „Aber so können Sie unmöglich nach Hause gehen, gnädiges Fräulein...“

„Gott ja, ich sehe auch über aus!“ Das lang wider weit mehr wie vornehm Verständnis für die Komit der Situation, als wie wirkliche Klage. Hans hätte der jungen Dame die Hände küssen mögen.

gegeben hatte. Von dem angefertigten Duzend lagen noch elf in dem Karton, das zwölft hatte Tante Ulrike bekommen. Wie gelangte dieses Bild nun in das Arbeitsstübchen von Fräulein Lotte von Reitzlingen?

Am folgenden Morgen war Frau von Wendelstein rein „baff“ über das veränderte Wesen ihres Sohnes.

„Was hast Du denn, mein alter Junge?“

„Das möchtest Du wissen, mein liebes Mutterle, geht?“ Hans nahm den Kopf seiner Mutter zärtlich zwischen seine schlanken weichen Hände und küßte ihr Stirn und Wangen. Denn eilte er mit einem lustigen Triller davon.

Frau von Wendelstein schaute ihm mit glücklichem Lächeln nach. „Wenn mich nicht alles täuscht, dann ist mein Händchen bis über die Ohren verliebt.“

Es war auch so. Das Damentäschchen mit dem Photogramm darin hatte seine Wirkung gethan. Mehr allerdings noch die Erinnerung an die tragikomische Begegnung im Tiergarten, an das vornehm liebliche Wesen des reisenden Mädchens und ihr feines Verständnis für die Komit der gegebenen Situation.

Geger elf Uhr ließ Hans seinen Wagen anspannen und fuhr nach der Kurfürststraße.

Er fand die Gesuchte, nur schöner noch, bescheidener, anmutiger und lebenswerter in ihrer schlichten Häuslichkeit, als auf dem Spazierpavillon im Tiergarten. Sie war die Tochter einer „Majorswitwe“ in beschränkter Verhältnisse. Aber trotzdem fand Hans nicht den Muth, von dem Photogramme zu reden. Es lag ein so heiliger Zauber feuchter Junfräulichkeit über dem schönen Mädchen, daß er lediglich das Täschchen abgab, noch nach um Verzeihung bat, und sich nach einigen verbindlichen Worten wieder empfahl.

Aber noch am selbigen Nachmittage kniete er vor seiner Mutter nieder; „Meine beste Mutter, wirst Du Deinem Hans eine recht, recht große Bitte, erfüllen?“

„Mein alter Junge, mußt Du darum noch fragen?“

Und nun beichtete Hans. Bloß von dem Photogramm sagte er nichts. „Ich werde den Damen morgen meinen Besuch machen“, lächelte Frau von Wendelstein, und meinte Hans dann berichten, ob „ne Wahl eine gute ist.“

Seufzend stieg er hinauf in den Bodraum, der hinter dem Verkaufstische lag und rief die Verkäuferinnen zu sich. Diese behaupteten auf seine eindringlichen Fragen theils weinend und schluchzend, theils led und trozig ihre Unschuld. Nur eine blieb stumm etwas abseits stehen, mit besorgtem Blick ruhete ihr dunkles Auge auf der finsternen Miene des Kaufmanns.

Es war Gabriele, die erste Verkäuferin, ein stilles Mädchen, das bereits seit sieben Jahren im Geschäft thätig war und sich das vollste Vertrauen des Prinzipals erworben hatte. Bei den Kolleginnen war Gabriele nicht beliebt, sie galt für hochmüthig, weil sie an den oft übermüthigen Scherzen, die die Mädchen untereinander trieben, nicht theilnahm und ungeschicklich, weil sie keiner den Freundschaftsdienst leistete, über keine Unordentlichkeiten hinwegzusehen. Sie wahrte nur die Interessen ihres Chefs und hielt bei den Untergebenen strenge auf Ordnung und Pflüchterfüllung.

Gabriele stand also betrübt über den unangenehmen Zwischenfall als stumme Zeugin bei der Verhandlung, es that ihr so leid, wenn Herr Brand Verrag hatte.

Da keines der Mädchen irgendwelche Gefühlsdramen machte, sagte Herr Brand ungeduldig: „Sie können wieder in den Laden zurückgehen.“

„So, nun sind wir alle ausgefragt worden, nur die hochmüthige Prinzessin nicht“, äußerte abfällig laut das Lehnmädchen zu einer älteren Kollegin.

„Stille Wasser gründen tief“, erwiderte diese eben.

„Kaseweißes Ding“, rünte der Chef, Fräulein Gabriele ist über einen solchen Verdacht erhaben. Ueberrumpelt fuhr er zu Gabriele gewandt fort, „vertheidigen können Sie sich ja auch — wo waren Sie als die Kiste geöffnet wurde?“

Hatte Gabriels Lippen bei den häßlichen Worten des Lehnmädchens nur ein verächtliches Lachen umspielt — jetzt wich dasselbe einem schmerzlichen. Nur einen unerschrockenen Blick warf sie auf den Chef, dann wandte sie sich zum Gehen.

„Fräulein Gabriele, ich warte auf Antwort, wo waren Sie?“ Lang es befehlend hinter ihr. Noch einmal wandte sie das bleiche Antlitz dem Prinzipal zu: „Ich habe keine Veranlassung, mich einem solchen entwürdigenden Verhör auszusetzen.“

Sprachlos vor Zorn über diesen Troß blickte der Kaufmann der Davoneilenden nach, dann slog auch hinter ihm trachtend die Thür ins Schloß.

Wieder durchmaß Heinrich Brand sein Privatkomptoir mit heftigen Schritten — noch finstere als vor einer halben Stunde, war seine Miene.

sich wohl herrlich entfalten, wenn sie in einen Garten voll Licht und Luft und Sonnenschein versetzt würde...“

Heinrich Brand's Schritte waren leiser und langsamer geworden — jetzt nahm er nachdenklich in dem hohen, lederbezogenen Arbeitsstuhl Platz, stützte den Kopf in die Hände und träumte weiter.

Ein leises Klopfen störte nach einiger Zeit seinen Gedankenlang.

„Herein!“ Gabriele stand auf der Schwelle. Brand schloß sich selbst ab, als er das Mädchen, das eben seine Phantasie so sehr beschäftigt hatte, plötzlich vor sich stehen sah. Aber mit ihr kam die Erinnerung an ihren Troß. „Was wünschen Sie?“ fragte er förmlich.

„Die Verkäuferinnen beleidigen mich durch höhrende und unerschämte Bemerkungen, ich kann das nicht dulden — von Ihnen habe ich keine Hilfe zu erwarten — ich bitte also um sofortige Entlassung.“

„Was fällt Ihnen ein, das ist unmöglich, lassen Sie die abernen Gescköpfe schwächen.“

Ein dunkles Roth überzog Gabriels Wangen. „Sie beweisen mir durch diese Worte heute zum zweiten Male, daß Sie mir den Beifall eines Ereges nicht zutrauen — welche Veranlassung gab ich Ihnen überhaupt zu dem schändlichen Verdacht?“

„Lieber Himmel, wer spricht von Verdacht? Habe ich nicht das Recht meiner Untergebenen nach einem abhand genommenen Gegenstand zu fragen? Ihre Empfindlichkeit geht zu weit.“

Er hatte erregt gesprochen, mit unwilliger Geberde wandte er sich dem Fenster zu, aber in seinem Gesicht lag kein Schatten mehr — es zeigte einen fast freudigen Ausdruck.

Gabriele die mit der festen Ueberzeugung gekommen war, Recht und Hilfe bei ihm zu finden, lehnte sich bleich und zitternd an das Pult, neben dem sie stand, die Rechte war ihr wie zugeschnitten. Es war das erste Mal seit sieben Jahren, daß der, für den sie willig durch's Feuer gegangen wäre, unzufrieden mit ihr war — das erste Mal, daß er sie hart anließ. Das schmerzte sie tief — so tief.

Brand stand noch immer am Fenster. „Ich kann sie nicht entlassen, Gabriele“, sagte er milder. „Sie waren mir eine Stütze. Aber ich will Ihre Stellung verändern, Sie sollen nicht mehr die Ungezogenheiten der Mädchen ausgeübt sein.“

Muster-Anekdoten.
Aus dem unlängst erschienenen Buch des Engländers Frederick Craynest, der 400 Seiten mit der Erzählung von Geschichten von berühmten Musikern, Komponisten und Sängern ausgefüllt hat, seien einige Anekdoten von bekannten Musikern wiedergegeben. Wie sich manchmal Leute in ihrem Wunsche, den berühmtesten Künstlern zu erweisen, zum Narren machen, zeigt folgendes Geschichtchen:
Eine Gräfin besuchte Gounod in seiner Villa in St. Cloud, und da sie zur Frühstückszeit ankam, mußte sie durch das Eßzimmer gehen, wo die Diener gerade den Tisch deckten. Der Maestro hatte allein gespeist, denn seine Familie war an der See, und da die Gräfin auf einem Teller Kirchgüter liegen sah, nahm sie einen davon und steckte ihn in den Handschuh. Nach einiger Zeit erwiderte Gounod den Besuch der Dame, wobei sie ihn auf eine Brodche, die sie trug, aufmerksam machte; es war der mit Diamanten besetzte Kirchgüter. Die Gräfin erklärte ihm, wie sie dazu gekommen war, worauf Gounod kalt bemerkte: „Ich esse niemals Kirchgüter; mein Diener Jean isst alle Kirchgüter, die er auf den Tisch bringt.“

„Als Verdi die letzte Hand an „Il Trovatore“ legte, besuchte ihn ein Freund, der einer der tüchtigsten Musiker und Kritiker war. Verdi zeigte ihm die Partitur und spielte ihm auf dem Klavier einen Chor vor. „Was halten Sie davon?“ „Unfina“, erwiderte der Kenner. Verdi rief sich die Hände, lachte und machte ihn auf eine andere Stelle aufmerksam. „Dummes Zeug“, sagte der Kritiker und drehte sich eine Cigarette. Der Komponist stand auf, umarmte ihn freudig bewegt und rief: „Lieber Freund, ich habe eine populäre Oper gemacht; und ich war entschlossen, allen zu gefallen — mit Ausnahme der Bariten, großen Richter und Klaffisten, wie Sie einer sind. Hätte ich Ihnen gefallen, so würde ich keinen anderen gefallen haben. Was Sie sagen, befährt mich in meiner Hoffnung auf Erfolg. In drei Monaten wird „Il Trovatore“ in ganz Italien gesungen, gebrüllt, gepfiffen und auf den Vereinstafeln gespielt werden.“ Und er befiel Recht.

Von dem jetzt so viel geplagten Mascagni wird folgendes Geschichtchen erzählt: „Ein Vereinstafelmann spielte eines Morgens unter Mascagni's Fenster das unvermeidliche „Infermezzo“ in so schnellem Tempo, daß der Komponist es nicht länger ruhig anhören konnte, auf die Straße stürzte, richtiges Tempo zu drehen begann und dem erstaunten Vereinstafelmann erklärte, er sei der Komponist des Stückes und wolle ihm zeigen, wie es gespielt werden müsse. Als der Mann, der zuerst ärgerlich war, begriff, welche Ehre Mascagni ihm anthat, kam ihm plötzlich ein Gedanke und ein breites Lachen überzog sein Gesicht. Am nächsten Morgen erschien er wieder vor dem Hause des Komponisten mit einem großen Plakat an seiner Drehorgel, darauf stand zu lesen: „Schüler des berühmten Mascagni.“

Mir und Mich.
Die Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen dem Dativ und Akkusativ des persönlichen Fürworts ist älter als Vater Wrangel und hat nicht nur in seiner pommerischen Heimath, sondern auch am grünen Rhein schon mandem zu schaffen gemacht. Den unverbesserlichen Berwächtern widmete G. Harms in der Sonntagsbeilage der „Köln. Zig.“ im Januar 1825 folgendes hübsche Spottgedicht:
Miris:
Der Tod nur kann mir von dich trennen,
Sonn' trennt mir nichts von dich;
Ja, sterbend werd' ich dir noch nennen,
Auch dann gehört bu mich.

Melina:
Bedaure sehr, kann Sie nicht dienen,
Für Ihnen ein süß' Lieb' nie;
Ich sage Sie: Ich kenne Ihnen
Und mag nichts hören mehr von Sie!

Am Geburtstage.
„Lieber Großpapa, wir wünschen Dir auch viel Glück, und Mama hat gesagt, wenn Du jedem von uns einen Dollar schenkst, sollen wir ihn auf dem Rückwege ja nicht verlieren.“

Beim Kaffeetrinken.
Frau Inspektor: „Ja, meine Damen, noch eins, die Frau Bahnmeister Fischer hat sich zur Aufnahme in unser Kränzchen gemeldet. Kann eine der anwesenden Damen uns vielleicht etwas Näheres über die Frau mittheilen? (Pause.) Nichts! Gar nichts? Die Aufnahme ist einstimmig abgelehnt.“

Er mußte trinken.
Händchen setzt sich mitten in der Nacht in seinem kleinen Bette auf: „Vater, ich bin so durstig!“
„Ach was, lege Dich nieder und schlaf.“
Händchen, nach einer kleinen Pause: „Vater, ich muß ein Glas Wasser haben, ich halte es nimmer aus!“
„Wenn Du nicht augenscheinlich wieder einschläfst, Rehe ich auf und hole einen Stod, um Dich durchzuhalten.“
Der kleine Feld: „Ganz recht, Vater, wenn Du aber schon aufsteht, um mich durchzuhalten, so könntest Du mir auch gleich ein Glas Wasser mitbringen.“